

Revue der Revuen.

Das Märzheft der „Deutschen Revue“ enthält eine physiologische Betrachtung des Glasgower Gelehrten Mac Kendrick über die Frage: „Ist die Haut für Musik empfindlich?“ Professor Kendrick geht dabei von einem Experiment aus, das in Folgendem besteht. Ein Mikrophonsender wurde über der Scheibe eines Phonographen aufgehängt und mit der Umwicklung der Hauptspule einer Inductionsmaschine verbunden. Die Enden der Umwicklung der Nebenspule wurden mit zwei schmalen Streifen Platinblech verbunden; diese hingen in zwei isolierten Gefäßen, die mit einer Kochsalzlösung gefüllt waren. Wenn Professor Kendrick dann den Phonographen in Thätigkeit setzen ließ und seine Finger in die Flüssigkeit hielt, so fand er, daß er in den Fingern ein elektrisches Zittern spürte, das dem Rhythmus, dem Tempo und der Stärke der von dem Phonographen gespielten Melodie genau entsprach. Wenn er die Stärke der Inductionszuckungen allmählich vermehrte, so konnte er jede Note und jeden Accord der gespielten Musik durch das Gefühl deutlich unterscheiden. Jede Widerstandsveränderung im Mikrophonsender, die durch den wechselnden Druck der Schallwellen hervorgerufen wurde, hatte also eine entsprechende Veränderung in dem durch die Nebenspule hervorgerufenen Reize zur Folge, und die Gefühlsnerven der Haut waren imstande, alle diese kleinen Veränderungen deutlich zu empfinden. Sehr interessant ist die Anwendung, welche Professor Kendrick von dieser Entdeckung bei tauben Personen machte. Verschiedene Taube waren ganz überrascht über die ihnen gebotene Sinneswahrnehmung, die für sie etwas ganz Neues war, und als man ihnen klar machte, daß dieses ein Theil der Musik sei — viele Elemente des Musikempfindens gehen bei dieser Uebertragung auf den Tastsinn selbstverständlich verloren — zeigten sie sich hoch erfreut. Kendrick geht aber in seiner Annahme noch weiter, indem er die Frage aufwirft: Sollte es nicht auch möglich sein, daß die Einwirkung eines elektrischen Reizes auf die Haut von der Stelle des Gehirns, an der die Hautempfindungen zum Bewußtsein kommen, zu jener Stelle, die die Gehörempfindungen hat, fortgepflanzt wird und hier etwas ins Bewußtsein treten läßt, was mit dem Anhören von Tönen und Musik einige Ähnlichkeit hat?

„Le Cri de Paris“ nennt sich ein neues Wochenblatt, das seit Ende Jänner in Paris erscheint. Es stellt sich die Aufgabe, alle großen und kleinen Mißstände, unter denen das Publicum täglich zu leiden hat, zu bekämpfen, und ladet alle Leser zur Mitarbeiterschaft ein, indem es je nach ihrer Wahl ihre Einsendungen mit vollem Namen oder anonym zu veröffentlichen verspricht. Das Blatt zerfällt in zahlreiche Rubriken: Politik, kleine Chronik, Theater und Kunst, Sport und Finanzen, deren jede mehrere knappe, zumeist satirisch gehaltene Entrefilets umfaßt.

Das Märzheft des „United Service Magazine“ eröffnet ein Vortrag über die Vortheile des Krieges, den Lord Wolseley, der Oberbefehlshaber der englischen Armee, kürzlich gehalten hat. Trotzdem er sich von vorneherein gegen den Verdacht verwarft, ein Anwalt des Krieges zu sein, meint er doch, daß derselbe manche edle Eigenschaft, wie den Muth, die Standhaftigkeit, die Todesverachtung, die Vaterlandsliebe entwickle. Der Krieg wirke belebend und kräftigend auf die Völker, die ein Uebermaß an Cultur erschläft und verweicht habe. Der Militärdienst übe einen segensreichen, regenerierenden Einfluß auf das Individuum und indirect dadurch auf die ganze Nation, was sich besonders in Ländern, wo die allgemeine Wehrpflicht herrscht, beobachten lasse. Auch als Kulturträger sei der Krieg nicht zu unterschätzen. Speciell England könne mit Stolz auf zahlreiche im Krieg eroberte barbarische Länder verweisen, denen seine Herrschaft die Civilisation, den christlichen Glauben, den Handel und die wirtschaftliche Wohlfahrt gebracht. In die Geschichte der alten Welt zeige sogar, daß barbarische Völker ihren Gegnern im Krieg Vortheile zu bringen vermögen. So danke man zweifellos den wilden Horden, die das römische Reich zerstörten, den Ursprung der freiheitlichen Ideen, die noch heute die Welt durchleuchten und den Impuls zu jeder höheren Entwicklung geben.

Die schöne Frau.

Eine Anekdote.

Von Hermann Bahr.

Ich treffe meinen lieben alten Freund Paul Dorn auf der Gasse. „Servus!“ sage ich. „Endlich sieht man dich wieder einmal! Ist das eine Manier? Es sind wenigstens sechs Monate — na, aber laß dich anschau'n! Wie geht's dir denn immer — jetzt, in der Ehe? Paul, Paul, wer hätte das von dir gedacht! Auf dich häßt ich geschworen! Aber die Weiber — ja, die Weiber!“

Paul lacht, nimmt meinen Arm, hängt sich ein und wir bummeln so durch die Stadt. Ich werde beinahe sentimental: „Paul Dorn als Gatte! Ich kann es noch immer kaum glauben. Wo ist unsere Jugend hin? Erinnerst du dich noch, wie wir damals, mit der Mizi —“

Aber ich merke, daß er sich lieber nicht erinnert. Ich lasse also die Mizi fallen. Wir gehen weiter, er nimmt sich eine Cigarre, ich sehe ihn mir so von der Seite an. Er scheint ernster, als er sonst war; er hat jetzt eine gewisse bürgerliche Ruhe, fast Würde. Ja, die Ehe! Ich schäme mich vor ihm, so frivol zu sein: „Schau, du kennst mich doch, wie ich bin. Ich meine es ja gar nicht so und bei dir ist das ja auch ganz etwas anderes. Wenn man so eine schöne Frau hat wie du —“

Er läßt meinen Arm los und wird nervös: „Ich bitt' dich, fang du mir jetzt auch noch an! Das fehlt mir gerade noch. Das hab' ich gar gern!“

Ich, förmlich erschrocken: „Aber Paul!“

„Weil es wahr ist! Immer mit diesen blöden Sachen! Meine schöne Frau und wieder meine schöne Frau und immer meine schöne

Frau! Mei' Lieber, das kriegt man endlich satt! Ich hab' meine Frau gewiß sehr gern, aber alles was recht ist! Hast du eine Ahnung, was das heißt, eine schöne Frau zu haben? Mei' Lieber, das muß man kennen, sonst kann man überhaupt nicht reden! Da gehört eine Geduld dazu — ich sag dir, da muß einer von gesunden Eltern sein!“ Und er fängt grimmig zu pfeifen an.

Ich glaube zu verstehen und freue mich riesig. „Siehst' es, Paul, das ist die sogenannte Nemesis! Geschieht dir ganz recht! Es wird dir gar nicht schaden, wenn du auch einmal siehst, wie das ist, wenn man eifersüchtig ist.“

Paul schaut mich verblüfft an. „Ah, du bist ein Aff! Von Eifersucht ist doch gar nicht die Rede! Was fällt dir denn ein?“

„Nicht? Du bist nicht eifersüchtig?“ sage ich; es thut mir eigentlich ein bißchen leid.

„Aber keine Spur! Sondern — aber das ist nicht so leicht, du wirst es nicht verstehen! Die Sache ist nämlich die: eine schöne Frau wär ja etwas sehr Schönes, wenn sie nur — wenn sie nur nicht schön wär!“

„Herr, dunkel ist der Rede Sinn —“

„Also, mei' Lieber, hör' zu! Was soll ich dir das erst lange explicieren — ich werd' dir einfach erzählen, was mir passiert ist. Damit du einmal eine Idee hast!“

Ich sah ihm an, daß es ihm wohl that, sich auszusprechen. Gut! Er zündete sich seine Cigarre wieder an und begann:

„Also, mei' Lieber, stell dir vor, die Hochzeit ist aus, wir fahren fort — ich war schon sehr froh, diese ganze Heiratserei macht einen schrecklich nervös! Wir fahren also nach München, ich will ihr die Stadt zeigen, ein paar alte Freunde besuchen und dann noch ein bißchen ins bairische Hochgebirg. Na, die ersten Tage kannst du dir ja denken, ich bin sehr glücklich, sie ist sehr glücklich — und so weiter! Aber ich merke doch bald: da ist was nicht in Ordnung — es fehlt ihr was, es paßt ihr etwas nicht. Was? Was kann das sein? Ich frage sie, ich geh' mir alle Mühe, aber sie behauptet, daßs ich mich irre. Nein, sie ist sehr glücklich, es fehlt ihr gar nichts, sie ist zufrieden, sie findet München ganz hübsch, nur freilich — was? Sie will es zuerst nicht sagen, aber endlich und schließlich: die Leute sind hier so roh!“

Ich verstehe das gar nicht. Mein Gott, die guten Münchner sind ein bißchen langsam und schwer, ja — aber roh?

Nein, sagt sie, sie sind direct roh! Paß nur einmal auf! Man kann eine Stunde auf der Gasse gehen und es dreht sich kein Mensch nach einem um, absolut nicht! Das ist roh. Mir ist es ja ganz gleich — ich constata tiere bloß, daßs es roh ist!

Merktst was, mei' Lieber? Die Dame war beleidigt! Die schöne Frau ist gewohnt, daßs man Spalier macht, wenn sie kommt — und das kann man von meinen guten Münchnern wirklich nicht verlangen! Natürlich, du hast leicht lachen! Aber wart nur, dir wird das Lachen auch noch vergehen. Das war nämlich erst der Anfang.

Den nächsten Tag in der Früh sitz' ich unten im Café Maximilian. Es ist zehn Uhr, wir wollen in die Seceffion und meine Frau zieht sich oben in unserm Zimmer an. Da mußs man auch erst heiraten, um zu wissen, was das heißt: eine Frau zieht sich an! Ich sitze seit neun Uhr da und warte, ich habe bereits alle Zeitungen gelesen, ich bin schon bei den Annoncen, ich habe gefrühstückt, ich trinke schon das zweite Bier, weil ich mich vor der Kellnerin geniere, und ich sehe von meinem Tische, in der Nische des Fensters, melancholisch auf die Straße, zum Hoftheater hin. Du kennst das Local ja — weißt, wo der alte Bbsen immer gefessen ist! Es ist um diese Zeit ganz leer, die Kellnerinnen lehnen an der Cassa, nur ein paar Studenten sitzen in der Mitte um einen großen Tisch und spielen Skat. Das Local ist dunkel, man sieht nur die grünen Mützen der Soronen, die an der Wand hängen — es sind nämlich die Soronen, die hier kneipen. Und es ist ganz still, man hört nur die Studenten auf den Tisch schlagen, wenn sie ausspielen. Es wird halb elf, es wird elf, ich lese sogar schon den Bäderer — vorne über die Fußbekleidung bei Hochtouren. Dabei schiele ich nach der Thüre hinten, wo sie kommen mußs. Endlich ist sie da. Sehr elegant natürlich, sehr lieb in dem drapen englischen Kleid, mit dem kleinen Girardi, sehr gnädig, sie lächelt der Casserin zu und fragt die Kellnerin, wo ich sitze. Lächelnd folgt sie ihr durch das ganze Café, an dem Tisch der Studenten vorüber, die gerade in einer höchst interessanten Partie sind, man sieht es ihnen an. Wie sie neben dem Tisch ist, läßt sie den Schirm fallen. Ich springe auf, ich bin aber zu weit weg, die Kellnerin bückt sich, Agathe dankt ihr, die Studenten spielen ihren Skat. Ich frage sie, was sie frühstücken will, aber ich bemerke: sie hat schon wieder etwas, sie ist schon wieder verletzt. Nein, sagt sie, da am Fenster kann ich nicht sitzen, das blendet fürchterlich — diese weiße Mauer vom Hoftheater — geh, sei lieb, komm!

Und sie steht auf, um sich an einen anderen Tisch zu setzen, ganz in der Mitte, neben den Studenten. Und wie sie sich setzt, wirft sie einen Stuhl um, mit Zeitungen. Aber die Studenten spielen immer noch ihren Skat.

Ich komme, hebe die Zeitungen auf, frage, was sie frühstücken will, bin überhaupt möglichst nett, weil ich gern endlich in die Seceffion